

Zwischen Steppe und Strom : Erlebnis aus der Schlacht am Tschir, Dezember 1942 (Fortsetzung)

Autor(en): **Selle, Herbert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **115 (1949)**

Heft 11

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-21776>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nehmen und die Verschleierung der Flottenbewegungen gegenüber der feindlichen Luft- und Seeaufklärung dann erschwert werde. Am günstigsten wurden die Tage um Neumond (7. April) angesehen.

In der Beurteilung der für die Operation günstigen *Wetterlage* standen sich die Auffassungen der Kriegsmarine und Luftwaffe entgegen. Die Kriegsmarine brauchte für den Anmarsch ihrer Verbände, vor allem für den Durchbruch durch die Shetland-Enge, unsichtiges Wetter, das sie der feindlichen Aufklärung entzog; für das Einlaufen in die schwierigen Fahrwasser der Fjorde durfte allerdings die Sicht nicht bis zur Nebelgrenze herabgesetzt sein. Die Luftwaffe dagegen konnte ihre Überlegenheit nur bei klarem Wetter voll zur Wirkung bringen; auch das Absetzen der Fallschirmjäger und das Landen der Transportflugzeuge in Oslo und Stavanger durfte nicht durch niedrige Wolkenhöhen oder schlechte Sicht beeinträchtigt werden.

(Fortsetzung folgt)

Zwischen Steppe und Strom

Erlebnisse aus der Schlacht am Tschir, Dezember 1942

Von Oberst H. Selle

(Fortsetzung)

VII.

Doll wird es mit dem Schlaf nicht. Die Bude zieht wie Hechtsuppe. Mäuse krabbeln herum und pfeifen zit-zit. Mitten in der Nacht kommt ein Abteilungskommandeur vom Panzerregiment an, um sich Grundlagen für einen Angriff auf Kalenewskij zu holen. Aus dem Raume 117,4 ist das ausgeschlossen, wird er beschieden, weil alle Ausgänge schließlich in einen Engpaß münden, auf den zweifellos die Russen ihre Pak eingestellt haben. Der Häuptling fährt zu seinem Regimentskommandeur, einem Grafen Schimmelmann, deshalb «Schimmelgraf» genannt, zurück, um ihm unsere Auffassungen vorzutragen.

Das feindliche Feuer ist seit dem Anbruch der Helligkeit erheblich. «Er» ist stur darin und läßt nicht nach. Den ganzen Morgen über ist die Mulde von dem kurzen, scharfen Explosionsknall der Pakgeschoße und Panzergranaten erfüllt. Ich habe ausgesprochene Angst.

Schmidt – Ssurowikino ist schon wieder in tausend Nöten und telefoniert sich die Seele aus dem Leib. Wenn der Krieg mit Telephonieren zu gewinnen wäre ...

Die Panzer rücken ab von dem Hinterhang von 117,4, da sie anderen

Befehl haben. Im Osten braut sich wohl wieder etwas zusammen. Aber im allgemeinen soll es doch auf der anderen Seite des Don günstig sein. Generaloberst Hoth befindet sich jenseits des Stroms fast mit uns auf gleicher Höhe. D.h. er steht nur noch etwa 40 km von dem Südwestschenkel des Stalingradkessels entfernt, den er ja aufreißen und entsetzen soll. Nur im Raum nordwestlich von uns muß es, wenn man die OKW.-Berichte richtig zu lesen und zu deuten vermag (und welcher Troupier verstände es seit Dezember 1941 nicht!) im höchsten Grade bedenklich aussehen. Ob das Riesenloch zwischen Kletskaja und Woronesch, durch das hindurch seit dem 19. November die russischen Angriffsdivisionen strömen, je wieder gestopft werden kann? Und wenn nicht, was wird dann? Finis Germaniae? Nicht auszudenken. Und doch . . . Soweit glaube ich, die Gesamtlage beurteilen zu können: Gelingt die Entsetzung von Stalingrad nicht, dann wird das Grabkreuz der 6. Armee zum Totenmal für ganz Deutschland werden. So schrieb ich es vor kurzem wörtlich nach Haus. – Die Pz.Kp. rollt von 117,4 kommend, an uns vorbei. Schade, schade! «Unser» Panzer II und drei Panzerspäh von Hohberg, die hinaufgeschickt werden, sind nur ein recht dürftiger Ersatz.

Hinter uns, jenseits der Kalenewskijschlucht, ist irgend eine Schweinerei im Gange. Wir hören, daß die Russen dort mit ihren Panzern ziemlich erheblich eingebrochen sein sollen. Damit steht der Feind in unserem Rücken und zwar gar nicht so ohne. Von drei Seiten haben wir sie also jetzt.

Einige eigene Panzer, die in den Golajagrund hinunterstoßen sollen, bitten, daß wir mit unserer 8,8 cm zwei dort stehende russische Kw. I abschießen mögen, weil die ihnen mit ihrer dicken Kanone doch reichlich unangenehm seien. Leutnant Naumann muß das machen. Wie er mit seinem rasch aufgeprotzten Geschütz am Gefechtsstand vorbeikommt, springe ich mit herauf. Ich will mir das mit ansehen. Auf der Höhenrippe angelangt, wird die Kanone so in Stellung gebracht, daß das Rohr eben gerade über den Kamm hinwegsieht. Unten im Grunde stehen klotzig und unbeweglich im Bewußtsein ihrer ganzen Panzerkraft die beiden klobigen Kw. I. Es wird gedreht und gekurbelt, Libellen werden abgelesen, Richtkommandos werden gegeben. Ladekommandos werden laut und dann ruft Naumann «Feuer!» Der Abschub ist ohrenbetäubend scharf, ziemlich dicht an dem vorn stehenden Wagen stiebt die Einschlagwolke auf. Der zweite Schuß sitzt schon mitten drin, der Panzer qualmt sofort auf. Ist das ein Hurragebrüll! Der zweite Wagen steht wie leblos und verlassen. Der vierte Schuß ist ein Treffer, die Besatzung flüchtet kopfüber ins Freie. Es wird so lange geschossen, bis auch er Feuer fängt, sonst schleppen ihn die

Russen in der Dunkelheit ab. – Unsere eigenen Panzer fahren sofort an. Aber man muß das alles einmal durchgemacht haben!

Der Feind geht schon wieder gegen 117,4 vor, meldet Buddenbrock. Er bleibt aber in unserem Abwehrfeuer liegen. Kürzlich ist Oblt. Wikowitz mit zwei I.F.H. 18 zu uns gestoßen; sie sind nicht weit von uns – kaum 400 m – in Stellung gegangen. Es ist erstaunlich, wie uns der rastlose Mann mit seinen armseligen zwei Geschützen hilft.

Die Lage ist ziemlich entspannt. Ich gehe daher mit dem Gedanken um, mit Schmidtbauer flink zur Sowchose 79 zu fahren, um von dort aus in Ruhe mit der Pz.Division zu sprechen, insbesondere über die Bedeutung von 117,4. Merkwürdig nur, daß ich mich nicht zu einem Entschluß auffassen kann. Schmidtbauer fragt ungeduldig: «Nun, Herr Oberst, wollen wir los?»

«Ich weiß nicht, ich kann nicht so richtig mit mir zu Potte kommen!»

Hin und her geht das Schwanken, sollst du oder sollst du nicht? Ich ärgere mich über mich selbst. Habe ich am Ende doch Angst oder ist es das «Tier», das sich regt? Ein beklemmend unbehagliches Gefühl läßt mich nicht los. Trotzdem rufe ich gegen 12 Uhr, alles unbestimmte Bedenken beiseite schiebend, Rösemann: «Fertigmachen.»

Wir steigen in den Kübelsitzer. Über die Maschinenparkhöhe hinweg flitzen und zischen nach wie vor die Panzergranaten. Es ist ungemütlich. Ich sitze vorn rechts, wie immer neben Rösemann und drehe mich halb nach hinten zu Schmidtbauer um: «Na, sind Sie so weit?»

«Augenblick, Herr Oberst, ich möchte doch noch nachsehen, ob die Karabiner hier hinten in Ordnung sind», bittet er und rückt gleichzeitig in die Mitte, um die Gewehre besser überprüfen zu können. «Ich meine nämlich», fährt er fort, «daß der Weg zur Sowchose noch unsicher und windig sein könnte.» – Der gute Schmidtbauer, er denkt an alles . . .

Ich werde unruhig: «Nun aber los, wir haben keine Zeit mehr.» Plötzlich würgt mich ein jähes Angstgefühl. «Los, Rösemann!» kann ich gerade noch erregt sagen, da gibt es einen kurzen scharfen Knall. Ich fühle mich etwas hilflos und verstört. Was ist denn geschehen? Halblinks von mir klafft im Armaturenbrett ein Loch, pilzartig aufgestaucht mit zersplitterten Holz- und aufgerissenen, zerzackten Blechteilen. Rösemanns Daumen zeigt an der Innenseite einen tiefen Längsriß, sonst scheint ihm nichts zu fehlen. Ich spüre einen leicht stechenden Schmerz auf dem linken Jochbein unter dem Auge und fühle das warme Blut die Bartstoppeln hinunterlaufen. Kaum hörbar tropft es unablässig tick – tick – tick auf den Drell der Pelzjacke.

Wir sehen uns beide an: «Na noch mal gut gegangen, wie?» Da ertönt

hinter uns ein leises A . . o . . oh. Ein furchtbarer Schrecken erfaßt mich und ich drehe mich entsetzt um. «Schmidtbauer, um Gottes willen, lieber Schmidtbauer!» Er ist schon halb zur Seite gegliedert. Der Kopf ist leicht nach links geneigt. Die Arme sind leicht gespreizt, die Finger etwas gekrümmt. «Aus, Herr Oberst, aus . . .», flüstert es leise von seinen Lippen. Und da sehe ich, daß die russische Panzergranate, die zwischen Rösemann und mir durchgegangen ist, ihm, der in der Mitte saß, den Unterleib aufgerissen hat.

Seine verlöschenden Augen blicken mich noch ein letztes Mal an, die Stimme kommt schon aus einer anderen Welt: «Auf Wiedersehen, Herr, Oberst!»

«Schmidtbauer, lieber, lieber Schmidtbauer», – zu Ende . . In seinen überdunkelten Augen stehen schon Nacht und Sterne . . . Furchtbar, unbegreiflich, unmöglich, – dieser Mann – . Das Blut tropft immer noch von meinen Bartstoppeln auf meine Pelzjacke hinunter, ich rühre mich nicht, ich sacke in mich zusammen. Es ist eine Kraft von mir gegangen – Warum? Warum? – Rösemann sitzt wie festgewurzelt neben mir. Dann schreie ich Raabe zu: «Schmidtbauer ist gefallen!» Der stiert mich mit entsetzten Augen und halb offenem Munde an, sieht mein Blut und läuft zu Dr. Jung, der sich in Bengerts Bunker eben auf der anderen Seite des Weges befinden muß.

«Nein, Doktor, nicht ich, erst Schmidtbauer!» Aber ich weiß, daß nichts mehr zu helfen ist. Er ist tot, er ist von uns gegangen. Nein, er wird immer mitten unter uns bleiben. Trotzdem ist es nicht zu fassen. Sie haben ihn aus dem Wagen herausgehoben, der Arzt und Raabe mühen sich um ihn. Dann stehen sie auf und blicken ernst vor sich hin. Dr. Jung kümmert sich um Rösemann und mich. Mit mir ist es nicht schlimm.

Alkohol, Jod, Schnellverband.

Ich lasse den toten Freund und Kameraden in den Wagen setzen und fahre über Höhe 155 zur Sowchose zurück. Unterwegs gibt es grauenvolle Schlachtenbilder zu sehen, wie sie die Soldaten des ersten Weltkrieges auf allen seinen Fronten nicht zu Gesicht bekommen haben. Gibt es sie, weil hier im Osten von beiden Seiten der Krieg bis zur letzten Konsequenz geführt wird und daher seine reinste, das heißt furchtbarste Darstellung gefunden hat? Gibt es sie, weil es sich im letzten um gar keinen Krieg, sondern um eine Glaubensauseinandersetzung, um die radikale Ausrottung und Vernichtung also, handelt? Sind diesem Kampf hier über das Ringen zwischen den Völkern hinaus andere, neuere, weitere Ziele gesteckt? Wird heute um eine andere Sinnggebung unseres menschlichen Daseins überhaupt, seine künftigen Gesetze und Formen gerungen und ist deshalb diese Auseinandersetzung nach Ursprung, Mitteln, Durchführung, Auswirkung so mitleidlos und grausam, weil sie mit dem 22. Juni 1941 alle Bindungen des

Nationalkrieges abgeworfen und sich der unbarmherzigen Maßlosigkeit eines die ganze Welt umspannenden Kreuzzuges ausgeliefert hat? Wer aber wird – ans Kreuz geschlagen?...

Über die Sowchose 79 ist der Panzerkampf hinweggebraust und hat seine blutigen Spuren hinterlassen. Schauer jagen mir über den Rücken, als ich die Räume des Feldlazarets betrete. Ernten wir hier die grauenhaften Folgen des Gesetzes von Ursache und Wirkung, vollzieht sich auf den Schlachtfeldern des Ostens die ganze Unerbittlichkeit der alttestamentarischen Wahrheit «Auge um Auge . . .?» Und ich denke an den zweifelhaften, an alle Osttruppen am Vortage des Angriffes auf die Sowjetunion ergangenen «allerhöchsten» Befehl, der allen Soldaten bekannt gemacht werden mußte. Seine langatmige Länge bewies schon Schuldbewußtsein und konnte die verhängnisvolle Abkehr von Bestimmungen und internationalen Vereinbarungen über die Kriegführung, deren peinliche Innehaltung bis dahin in jeder Armee als unantastbar gegolten hatte, nur sehr dürftig verbergen. Überfällt überhaupt die Nachdenklichen unter uns nicht immer die quälende Frage, wie die eigentlichen und letzten Fronten dieser Weltkatastrophe verlaufen und wo in Wirklichkeit Freund und Feind zu suchen sind?

Man muß sich über diese Dinge allein mit seinem Gewissen auseinandersetzen; denn wehe, wenn solche Gedanken vor «unrechten» Ohren laut würden!

Blüher, meinem Burschen, werden die Augen naß, als er mich sieht. Ich spüre ein leichtes Zittern und Schütteln in mir, das bald wieder vergeht. «Aber das Leben ist doch das Wertvollste», sagt er mit bewegter Stimme unter Hinweis auf das geraubte Gepäck. Und dann erzählt er, was sie haben durchmachen müssen.

Ich fahre flink nach Werchne Ssolonowskij, sehe auf einen Sprung bei der Gruppe v. St. ein und melde mich anschließend bei Generalmajor Balck, der hohe, anerkennende Worte für die Leistungen der Kampfgruppe findet. Ach ja –. Er gibt mit eine Flasche Kognak mit und wünscht, daß ich die Nacht über in der Sowchose bleibe, um mich auszuschlafen.

Sein Bursche Ewald Krüger ist eine Perle von Mensch. Er ist rührend um uns besorgt. Wenn die irdischen Güter bei uns knapp werden, fährt er mit seinem Kraftfahrzeug zum Versorgungsstützpunkt der Flakabteilung zurück und schafft neue Sachen heran. Irgendwo hat er auch einen Freund sitzen, der ihm Bohnenkaffee mit auf den Weg gibt, dessen Genuß in dieser Lage eine Notwendigkeit ist, um die «Lebensgeister» wach zu halten.

Es ist aber noch viel zu erledigen. Ich unterrichte vor allem einen guten Freund Schmidtbauers, den IA der Heeresgruppe, Oberst Winter, über das

tragische Geschehen. Briefe werden geschrieben, und an das Tagebuch – es sind lose einzelne Blätter – muß auch noch gedacht werden. Was sind es heute für düstere Zeilen, die niedergeschrieben werden müssen. Ich sehe mir dieses und jenes Blatt an, der Inhalt ist nicht immer nüchtern geprägt und knapp geformt. Aber darf der Soldat mit seinem Geist nicht einmal in die Ferne schweifen? Ist nicht mit hartem, ja gefürchtetem Soldatentum der Aufenthalt in den Räumen einer «anderen» Welt durchaus vereinbar, wünschenswert oder gar notwendig? Wer nur sturer Kommißknüppel ist, mag vielleicht einen Beruf haben, aber – keine Berufung! Haben wir nicht manches Mal in unserem Bunker jenseits des Gewöhnlichen liegende Gespräche geführt? Wie, Schmidtbauer? – Ach so . . .

Es bleiben nur vier Stunden zur Nachtruhe, aber ich habe endlich wieder einmal halb ausgezogen unter Decken geschlafen. In aller Frühe geht es wieder nach draußen. Ich bange um schwere Tage.

(Fortsetzung folgt)

Der Vorstoß auf Tula 1941

Von Heinz Guderian, Generaloberst a. D.

(Schluß)

Am 13. November sank die Temperatur auf minus 22 Grad. An diesem Tage fand in Orscha eine Besprechung der Armeechefs der Heeresgruppe Mitte unter der Leitung des Chefs des Generalstabes des Heeres statt, bei der der «Befehl für die Herbstoffensive 1941» bekannt gegeben und erörtert wurde. Dieser Befehl setzte unter anderem der 2. Panzerarmee die Stadt Gorki, das frühere Nishnij Nowgorod, am Zusammenfluß von Oka und Wolga zum Ziel, also eine Entfernung von rund 600 km in der Luftlinie Orel - Tula - Gorki. Der Chef meines Stabes, Oberstleutnant Freiherr von Liebenstein, der meine Auffassungen genau kannte, meldete sofort, daß die Armee unter den gegebenen Umständen nur noch bis Wenew, nordostwärts Tula kommen könne. Die Stabschefs der anderen Armeen teilten im wesentlichen Liebensteins Standpunkt. Dennoch beharrte Generaloberst Halder auf der Fortsetzung des Angriffs.

Ich selbst befand mich am 13. und 14. November an der Front. Am 13. war ich mit dem Fieseler-Storch von Orel gestartet, geriet jedoch nördlich von Tschern in einen Schneesturm, der mich zur Landung auf dem dortigen Feldflugplatz zwang. Bei starker Kälte fuhr ich mit dem Wagen zum Generalkommando LIII. A.K. nach Plawskoje. Es war der letzte Tag der Schlacht um Teploje, und der Kommandierende General berichtete über seine Erfahrungen. Das LIII. A.K. wurde auf Wolowo - Stalinogorsk angesetzt und